



Haim Omer/Arist von Schlippe

Autorität ohne Gewalt

Coaching für Eltern von Kindern
mit Verhaltensproblemen

»Elterliche Präsenz«
als systemisches Konzept

Haim Omer, Autorität ohne Gewalt

V&R

Das Wichtigste über elterliche Präsenz haben wir
von unseren Kindern gelernt.
Daher widmen wir dieses Buch unseren insgesamt
acht Kindern:

Nati Anna-Lena
Yonathan Janina
Michael Max-Simon
Noam
Yael

Haim Omer, Autorität ohne Gewalt

Haim Omer / Arist von Schlippe

Autorität ohne Gewalt

Coaching für Eltern von Kindern
mit Verhaltensproblemen

»Elterliche Präsenz«
als systemisches Konzept

Mit einem Vorwort von Reinmar du Bois

11., unveränderte Auflage

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-647-01470-8

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

Umschlagbild: Eve Aschheim, *Razor*, 1996,
Graphit, Öl auf Leinwand, 30 x 23 cm.
© Eve Aschheim/Weidle Verlag (Foto: Tom Powel)

© 2017, 2002 Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG,
Theaterstraße 13, 37073 Göttingen /
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Satz: KCS GmbH, Buchholz/Hamburg
Druck und Bindung: ☉ Hubert & Co GmbH & Co. KG,
Robert-Bosch-Breite 6, Göttingen

Inhalt

Vorwort.....	7
Vorwort des Zweitautors	15
Kapitel 1: Einführung: Die elterliche Stimme	19
Kapitel 2: Was ist unter »Elterlicher Präsenz« zu verstehen?	29
Kapitel 3: Elterliche Präsenz und gewaltfreier Widerstand	50
Kapitel 4: Elterliche Präsenz als schulenübergreifendes Konzept	69
Kapitel 5: Für Handeln gibt es keinen Ersatz – Coaching für Eltern.....	83
Kapitel 6: Ein Gespräch	114
Kapitel 7: Systemische Präsenz	137
Kapitel 8: Persönliche Präsenz: Eine eigene Stimme haben.....	159

Kapitel 9:	
Flexible Autorität.....	177
Kapitel 10:	
Die Einbeziehung des Kindes in den Beratungsprozeß der Eltern.....	188
Schluß.....	207
Literatur.....	210

Vorwort

Der interessierte Leser dieses Buches sollte mit den Verfassern einig sein, daß bei vielen Erziehern in hochentwickelten Ländern die Sicherheit abhanden gekommen ist, daß sie über natürliche Autorität verfügen und ihren Kindern fraglos Rückhalt, Selbstvertrauen und Orientierung geben könnten. Er oder sie wird sich vermutlich auch mit den Autoren des Buches einig wissen, daß viele Eltern von Gefühlen der Hilflosigkeit und Ohnmacht ihren Kindern gegenüber geplagt werden und in einen Machtkampf mit ihren Kindern verstrickt sind, der nur Unterwerfung oder Beherrschung zuläßt, begleitet von Schuld- oder Rachegefühlen. Der Leser/die Leserin wird sich möglicherweise auch nicht befremdet abwenden, wenn er zu hören bekommt, viele Eltern fühlten sich heute nahezu wie Kinder, sie könnten sich nicht eindeutig gegenüber ihren Kindern als Erwachsene abgrenzen, sondern verglichen sich in vielem mit den Kindern und setzten sich mit ihnen gleich. Wer dieses Verhalten als bedauerliche Schwäche oder Verfehlung einzelner Eltern betrachtet und sich von diesem Treiben indigniert abwendet, wird nicht einmal dieses Vorwort zu Ende lesen, denn von Eltern mit solchen Schwächen wird auch hier bereits die Rede sein. Die betroffenen Eltern beurteilen sich übrigens so: Sie finden ihr eigenes Verhalten, ihre Hilflosigkeit und die gesamte familiäre Situation höchst peinlich. Daraus folgt, daß sie sich isolieren und ihre Not geheimhalten.

Als Kinder- und Jugendpsychiater bin ich nicht mit allgemeinen erzieherischen Problemen beschäftigt, sondern mit Notlagen einzelner Personen, die als Patienten zu mir kommen. Es hat mich bei der Lektüre des Buches von Haim Omer und Arist von Schlippe sehr berührt, daß offenbar zu einem Thema, das mich

bisher ausschließlich bei meiner klinischen psychiatrischen Arbeit beschäftigt hat, nun ein Buch geschrieben wird, das ein allgemeineres pädagogisch interessiertes Publikum ansprechen soll. Vielleicht ist dieses Buch nur das erste einer ganzen Reihe zu ähnlichen Fragen, die wohl in der Luft liegen. Die Effektivität des Ansatzes mag statistisch noch nicht erwiesen sein. Aber es ist nicht von der Hand zu weisen, daß hier ein Trend sichtbar wird, der in Zukunft weiter zunehmen und dann auch weitere Publikationen nach sich ziehen könnte.

Mir fällt hierzu ein vierzehnjähriger Junge ein, der nur einmäßig erfolgreicher Hauptschüler war. Seine Eltern waren beide studierte Leute, Lehrer. Bei diesen stand der Sohn nicht besonders hoch im Kurs. Sie hielten ihn für schwach begabt und zusätzlich für faul. Nur letzteres warfen sie ihm angeblich vor. Aber ich glaube nicht, daß sich der Junge sicher war, daß ihm nicht auch die Dummheit vorgeworfen wurde. Er hatte sich einer Gruppe von Skinheads angeschlossen. Er hatte sich die Haare abrasiert und warf mit ordinären Ausdrücken um sich. Gegenüber seiner Mutter verhielt er sich teils wie ein Prolet, teils aber auch schlicht kindisch. Mehrmals stand er am Rand gefährlicher tätlicher Auseinandersetzungen und baute sich bedrohlich vor der Mutter auf, auch mit einem Messer. Er verlangte, daß die Eltern ihm einen Baseballschläger und Springerstiefel kaufen sollten. Er drohte damit, daß er seine Eltern vor allen Nachbarn und Freunden blamieren würde. Die Eltern waren gefährdet, in einem Gemenge von Gefühlen zu versinken und die Übersicht zu verlieren. Sie reagierten mal ironisch, mal nachsichtig, mal spöttisch, mal herablassend, teils auch mit blankem Entsetzen. Der Vater konnte sich in seinen Gesprächen mit mir nicht von der Erinnerung lösen, daß sein Sohn als jüngeres Kind ausgesprochen lieb und bedürftig und daß er ihm als Vater besonders eng verbunden gewesen sei. Es kostete die Eltern ungeheure Überwindung, sich in meine Sprechstunde zu begeben. Sie taten es heimlich und ohne ihren Sohn. Die Angelegenheit war ihnen höchst peinlich. Gestärkt durch die Beratung bei mir, gelang es den Eltern, dem Sohn bestimmte absurde Wünsche nicht mehr zu erfüllen. Es war für mich besorgniserregend, wie triumphal

die Eltern davon erzählten, wie sie sich gegenüber dem Sohn durchgesetzt hatten. Sie hatten ihren Sohn wieder einmal gedemütigt. Und so wogte ein regelrechter Kampf zwischen den Eltern und dem Kind hin und her. Schließlich wurde der Sohn in eine Schlägerei zwischen zwei Jugendbanden verwickelt. Als die Staatsanwaltschaft ermitteln wollte, drängte sich der Vater dazwischen. Er versuchte, den Staatsanwalt davon zu überzeugen, daß sein Sohn nur ein unschuldiges Kind sei, vollkommen harmlos und ohne böse Absicht.

Eine andere Begegnung hatte ich mit einer Mutter, die von ihrem siebzehnjährigen Sohn immer wieder »abkommandiert« wurde, daß sie ihm bei den Hausaufgaben helfen möge. Die Hilfe endete jeweils damit, daß der Sohn die Mutter beschimpfte und auch körperlich schlug. Der Sohn warf ihr vor, sie sei schuld an seinem Versagen. Die Mutter brachte ihm dann Essen zur Beschwichtigung, obwohl sie wußte, daß er ihr das heiße Essen schon mehrmals ins Gesicht geworfen hatte. Sie suchte immer wieder Zuflucht bei ihrem Tagebuch. Diesem vertraute sie an, wie krank sich der Sohn verhalte und welches Martyrium sie auf sich nehme, um ihm dennoch zu helfen. Über diese »Krankheit« wollte die Mutter mit mir, dem Psychiater, fachliche Gespräche führen und eine Diagnose genannt bekommen. Die Mutter überblickte nicht mehr, wie absurd sie selbst in ihrer eigenen Isolation gefangen war und wie weit sie sich aus der Realität, so wie sie außerhalb der Familie wahrgenommen wird, entfernt hatte.

Der Kinder- und Jugendpsychiater gewinnt bei der therapeutischen Arbeit mit erzieherisch besonders hilflosen und auffällig ohnmächtigen Eltern den Eindruck, daß sowohl bei den Eltern wie bei den Kindern sehr unreife Verhaltensmuster mit widersprüchlichen Bedürfnissen zum Ausdruck kommen, zum Beispiel primitive Haßgefühle mit dem Wunsch, jemanden zu verstoßen, gleichzeitig der Wunsch, jemanden kompromißlos zu beherrschen und zu besitzen. Starke Gefühle von Haß und Liebe wechseln einander ab. Eltern und Kinder können auch bei fortgeschrittenem Alter der Kinder noch eng, aber hoffnungslos miteinander verbunden bleiben. Bei dem erwähnten siebzehn-

jährigen Jugendlichen wurde mir berichtet, daß er, wenn ihm etwas mißlang oder wenn er sich verletzte, zur Mutter hinstürzte, um sie dafür zu bestrafen. Das kindliche Muster verrät sich auch, wenn Jugendliche ihre Mütter mit immer denselben läppischen Bemerkungen überziehen. Ähnlich wie Kleinkinder versteigen sie sich in tyrannische Forderungen und Maßlosigkeit. Das erklärt auch, warum die gequälten und körperlich bedrohten Eltern das Verhalten als bloßen »Trotz« abtun und warum sie sich nicht ausreichend schützen. Selbst Eltern, die schon gefährliche Angriffe ihrer Kinder hinnehmen mußten, empfinden noch eine geheime Überlegenheit und sind nur zwischendurch kurz entsetzt.

Als Kliniker ist mir aufgefallen, daß entweder Kinder oder Eltern, die in einer solchen tyrannischen und ohnmächtigen Situation steckengeblieben sind, Kontaktschwierigkeiten aufweisen, das heißt, es gelingen nur dürftige oder keine befriedigenden sozialen Außenkontakte im Berufsfeld oder im Freundeskreis. Um so eher droht Eltern und Kindern, in einer tiefen gegenseitigen Abhängigkeit hängenzubleiben, auch wenn die Kinder längst keine Kinder mehr sind. Das anklammernde Verhalten gründet in der Angst, man könnte sich verlieren, wenn die Entwicklung voranschreitet und jeder sich selbst findet. Wer Angst hat, sich in der »Welt da draußen« zu verlieren, muß sich im engsten Kreis aneinander festhalten.

Wenn man diese klinisch-psychotherapeutischen Beobachtungen auf eine gesellschaftliche Ebene überträgt, ergibt sich eine Kritik moderner familiärer Lebensformen. Eltern und Kinder binden sich zu eng und zu ambivalent aneinander und sind komplementär nicht ausreichend gut in die umgebende gesellschaftliche Realität eingebettet und eingebunden. Die Versuche der älter werdenden Kinder, sich aus diesen Bindungen zu lösen, werden als frustriert und aussichtslos erlebt.

Dabei ist ein hohes Maß an Autonomie als gesellschaftliche Norm vorgegeben. Mit dieser Norm konfrontiert das Kind auch seine Eltern. Es will »mächtig und unabhängig« sein, ohne dies aber eigentlich zu können. Das Kind weiß auch, daß es den Eltern mit dieser Forderung große Angst bereitet. Die Hilflosigkeit gegenüber diesem Anspruch ist allseits vorhanden. Hiermit

ist ein typisches Risiko umrissen: Die Familien streben im Binnenraum eine hohe Intimität und Geborgenheit an. Sie versuchen sich auf diese Weise vor der Gesellschaft zu schützen, die sie als undurchschaubar und feindselig erleben. Wenn die Familien längere Zeit zusammenleben, ergeben sich durch die Befolgung gesellschaftlicher Anforderungen unweigerlich Kränkungen und Enttäuschungen. Ehepartner müssen die Erfahrung machen, daß sie aus der Familie sehr viel weniger Gratifikation und Lebenssinn schöpfen können, als sie ursprünglich erhofft hatten und als sie ursprünglich den Kindern versprochen hatten. Das ist ein wichtiger Auslöser für die Wut und für die Ohnmacht der Kinder gegen ihre Eltern.

Gerade in der Jugendzeit geht die Schere zwischen den gesellschaftlichen Anforderungen und den begrenzten eigenen Möglichkeiten immer weiter auf. Gerade bei Menschen, die persönliche Schwächen mitbringen, erweist sich die Bindung an die Familie als unentrinnbar. Manche Jugendliche ziehen sich ins Elternhaus zurück und beginnen dort ihre Eltern zu tyrannisieren, ohne die Kraft zu finden, sich in der Gesellschaft zu bewähren. Andere Jugendliche beginnen zu streunen, sich den Eltern zu entziehen, fühlen sich aber telepathisch in derselben Ohnmacht den Eltern noch verbunden.

Bei Haim Omer ist in fast jeder Passage seines Buches die hier skizzierte Problemlage gegenwärtig. Sie wird als Verständnis vorausgesetzt. Das Buch unternimmt den mutigen Versuch, Eltern konkrete Verfahrensweisen vorzuschlagen, wie sie ihre Hilflosigkeit überwinden können, wie sie die Eskalation von Gewalt zwischen sich und den Kindern überwinden und den absurden Forderungen der Kinder entkommen können.

Haim Omer gründet seine Erfahrung auf der Arbeit mit Eltern, die bei bester Absicht ihrem Kind zu wenig Halt und Sicherheit geben – aus purer Angst, dem Kind in seinem Autonomiestreben zu nahe zu treten. Man könnte sagen: Beim jüngeren Kind haben die Eltern die Autonomiebedürfnisse noch übersehen. Später, wenn sie unübersehbar werden, jagen sie ihnen einen Mordsrespekt ein. Die Eltern, an die sich Omer wendet, erleben sich als handlungs- und entscheidungsunfähig, wenn sich ihr Kind tyrannisch verhält. Der Wunsch, die Handlungs-

fähigkeit wiederzuerlangen und sich durchzusetzen, wird nicht selten von der Phantasie begleitet, man brauche nur brachiale Gewalt einsetzen, genau dies dürfe man aber nicht, denn man würde sich ins Unrecht setzen, seelischen Schaden anrichten, oder – schlimmer noch – das Kind verlieren.

Vor allem die Furcht, das Kind könnte sich von den Eltern abwenden, macht die Eltern erpreßbar. Im Grund ist es der Gedanke an die Autonomieentwicklung der Kinder, der von den Eltern nicht ertragen wird. Haim Omer und Arist von Schlippe sprechen auch davon, daß Eltern vor der Eigenmächtigkeit der Kinder Angst haben. Genaugenommen betrachten solche Eltern ganz zentrale Tatsachen der menschlichen Entwicklung als Bedrohung. Die Autoren sagen im weiteren: Die Eltern erleben ihr Kind als jemanden, der stärker sein will als sie selbst und dem die Eltern daher nur begegnen können, indem sie sich selbst als die stärkeren erweisen. Das Buch ist ein Versuch, eine dritte Möglichkeit darzubieten, wobei die Eltern sich der kindlichen Destruktion entschieden widersetzen können, ohne sich dabei in einen eskalierenden Machtkampf zu verwickeln.

Es ist bedenkenswert, daß Elterngenerationen bis vor etwa vierzig Jahren noch keinen Gedanken darauf verschwendeten, ob klare erzieherische Regeln und Verbote für die Kinder schlecht seien oder diese beschädigen könnten. Es wurde erzieherisch für positiv erachtet, wenn alles getan wurde, damit Kinder die von Erwachsenen erlassenen Regeln einhielten. Von den Kindern wurde sogar gefordert, daß sie sich die Regeln der Erwachsenen zu eigen machen sollten. Natürlich ist eine Pädagogik pervertierbar, wenn sie Regeln vorgibt, ohne zu erlauben, daß diese hinterfragt werden. In der Kritik dieser Pädagogik spielte das Argument eine wichtige Rolle, den Kindern müßten Möglichkeiten eingeräumt werden, ihre eigenen Normen neu zu definieren und die alten Normen zu überprüfen. Das war die Ära der »Aushandlungspädagogik«.

Haim Omer und Arist von Schlippe gehen nun einen Schritt weiter, oder auch wieder einen Schritt zurück. Sie vertreten die Verteidigung klarer Positionen. Sie warnen vor wortreichen Diskussionen und vor Überzeugungsversuchen. Für sie haben auch unmißverständlich klare und unbeugsame Positionen wie-

der einen hohen Wert, jedoch finden sie andere Begründungen. Sie sehen den Wert fester Regeln nicht darin, daß Traditionen bewahrt und übernommen werden, sondern in dem Umstand, daß es den Jugendlichen so leichter fällt, sich gegen solche festen Positionen abzugrenzen und ein eigenes Terrain zu verteidigen. Omer und von Schlippe plädieren also dafür, daß Eltern sich auf klare und unmißverständliche Konfrontationen mit den Kindern einlassen sollen. Die Konfrontation muß allerdings so gestaltet werden, daß sie nicht in einem Kampf endet, der Sieger und Besiegte zurückläßt. Aus der Tierverhaltensforschung ziehen sie die Zuversicht, daß solche Konfrontationen letztlich mit dem Wunsch nach Versöhnung enden. Versöhnung bedeutet für sie nicht, daß Eltern oder Kinder die eigene Position aufgeben müssen. Vielmehr erwarten sie, daß beide Seiten in diesem Prozeß eigenständige Individuen bleiben oder sich zu solchen Individuen entwickeln.

Wie soll es Eltern gelingen, von ihrer Hilflosigkeit ausgehend, zu festen klaren Positionen zu kommen, ohne sich zwischen Macht und Ohnmacht zu verzetteln? Eine wichtige Rolle in Omers und von Schlippes Ansatz spielt der gewaltfreie Widerstand, praktiziert etwa in »Sit-ins«. Diese »Sit-ins« sind die interessante Wiederauflage einer Widerstandsform, welche die Generation der heutigen Eltern seinerzeit zur Selbstbehauptung gegen die eigenen starren und unbeugsamen Eltern einsetzte. Nun richtet sich dieser Widerstand also gegen die eigenen Kinder. Immerhin hat die Generation der heutigen Eltern einen inneren Bezug zu diesem Verhalten, es ist für sie bestenfalls nicht fremd und wirkt nicht aufgesetzt. Hier und an vielen anderen Stellen ist das Buch von Omer und von Schlippe reich an Vorschlägen, wie die Eltern Handlungsfähigkeit und Entscheidungsfähigkeit zurückerlangen und wie sie ihre Ohnmacht überwinden können. Dazu gehören auch Vorschläge, ihre Isolation zu überwinden. So können sie weitere Personen auf den Plan rufen oder sich mit ihren erzieherischen Schwierigkeiten »outen« und aufhören, sich für ihre erzieherische Hilflosigkeit zu schämen.

Als Kliniker, der mit den schlimmsten Formen erzieherischer Ohnmacht konfrontiert ist, bin ich beeindruckt, wie weit sich

Omer und von Schlippe im Bestreben vorwagen, die Eltern zu ermutigen und sie handlungsfähig zu machen. An manchen Punkten hätte ich bei meiner klinischen Tätigkeit den Eltern längst geraten, sich von ihren Kindern zu trennen. An manchen Punkten wäre ich längst überzeugt gewesen, daß ich den Eltern nur durch diesen endgültigen Schritt Handlungsfähigkeit zurückgeben und zugleich die Autonomie der Kinder wiederherstellen könnte. Aber dann sei eingeräumt, daß der Psychiater in pädagogischen Fragen stets zur Kleingläubigkeit und nicht zum Optimismus neigt, wohl weil er mit Extremgruppen zu tun hat. Das in diesem Buch beschriebene Vorgehen verlangt jedenfalls hohen Einsatz und große Kraftanstrengungen von den Eltern, die seine Ratschläge aufgreifen.

Und noch eine letzte Frage: Versuchen Omer und von Schlippe nicht im Grunde eine Neigung der Eltern pädagogisch-kreativ zu nutzen, die ein Teil des Verhängnisses ist, das sie doch mit ihren Vorschlägen abwenden wollen, nämlich die hohe, zu hohe emotionale Verstrickung der Eltern mit ihren Kindern, das Nicht-loslassen-Können trotz starker negativer Gefühle? Von solchen Widersprüchen und Paradoxien lebt das Buch. Es ist spannende Lektüre. Ich wünsche dem Buch viel Erfolg.

Reinmar du Bois

Vorwort des Zweitautors

Es ist sicher ungewöhnlich, daß ein Buch von zwei Autoren mit einem Vorwort des Zweitautors eröffnet wird. Es hat damit zu tun, daß ich gern diese Gelegenheit nutzen würde, um die Umstände, die zu diesem Buch geführt haben, zu erläutern.

Ich lernte Haim Omer vor einigen Jahren kennen, und wir freundeten uns sehr schnell an; tatsächlich hatten wir beim ersten Zusammentreffen in Osnabrück auf den zehn Minuten Autofahrt vom Bahnhof bis zu unserer Wohnung uns gegenseitig unsere Lebensgeschichten schon fast komplett erzählt. Er hielt an der Universität Osnabrück einen Vortrag und führte anschließend einen Workshop für das Lehrtherapeutenteam des Instituts für Familientherapie Weinheim durch. Sein Konzept elterlicher Präsenz faszinierte mich und forderte mich gleichzeitig heraus. Haim hatte im Rahmen des Workshops mit einer Familie gearbeitet, genauer gesagt mit dem Elternpaar dieser Familie, die mich schon mehrfach an den Rand meiner therapeutischen Möglichkeiten gebracht hatte. Die Art seiner Interviewführung beeindruckte mich, die kurz- und mittelfristigen Ergebnisse ebenfalls. Die Kreativität, Experimentierfreude und konzeptuelle Bandbreite Haim Omers, verbunden mit seinem Mut, in existentiellen Situationen auch ungewöhnliche Schritte zu gehen, erlebe ich als überzeugend und als eine Bereicherung für die therapeutische Landschaft.

Dennoch – es blieb auch eine gewisse Skepsis, eine Frage, die mir auch von vielen anderen immer wieder gestellt wird: Ist das Modell der elterlichen Präsenz eigentlich mit den Vorstellungen systemischer Therapie zu vereinbaren? Kommen da nicht alte Konzepte (im Jiddischen sagt man: »Alte Sache«) in moderner Verkleidung wieder zum Vorschein? Kommt

da nicht wieder einer, der den Eltern sagt, wie sie zu handeln haben?

Wie ist das eigentlich mit solchen Etiketten – »systemisch« – »nichtsystemisch«? Ja, man kann sie vergeben, und zwar meines Erachtens in einer Hinsicht, nämlich im Hinblick auf die Frage, ob ein Modell die Optionen der Personen, denen es angeboten wird, eher begrenzt als vergrößert, ob es also einen Raum von Möglichkeiten öffnet, und ob es auf der Basis einer beweglichen, »konstruktivistischen« Sicht auf die Dinge beruht – dann können wir es »systemisch« nennen. Wenn dagegen ein Modell Menschen normativ vorschreibt, was zu tun sei und was nicht, dann ist das nicht mit systemischem Denken zu vereinbaren.

Ich vertrete heute überzeugt die Position, daß das Modell der elterlichen Präsenz in diesem Sinn ein systemisches ist, doch ist die Gefahr von Mißverständnissen gerade bei diesem Konzept sehr groß. Aus diesem Grund haben wir immer wieder im Buch Hinweise darüber eingestreut, daß wir nicht empfehlen, elterliche Präsenz als Modell für »die gute Erziehung« zu nehmen, daß wir nicht – wie etwa bei Minuchin – von einem festgefügten Bild ausgehen, wie eine Familie zu sein habe, wie sich Eltern zu verhalten haben, sondern daß wir elterliche Präsenz als Angebot an Familien in Not sehen, das wir dann machen, wenn wir von Eltern darauf angefragt werden.

Für eine weitere Anmerkung möchte ich dieses Vorwort nutzen. Dieses Buch wurde für die USA und Israel von Haim Omer als Alleinautor geschrieben – und auch in der deutschen Fassung ist die Urheberschaft sehr asymmetrisch unter uns verteilt. Ich möchte es sehr klar betonen: Dies ist und bleibt in erster Linie Haim Omers Buch. Er hat das Konzept der Parental Presence entwickelt, die meisten Fallbeispiele entstammen seiner Praxis. Doch habe ich mich sehr gern an dem Projekt beteiligt, das Buch auf deutsch mit auf den Weg zu bringen. Wir haben entschieden, nachdem wir nun so viele gemeinsame Erfahrungen mit diesem Konzept haben und vor allem so viele und intensive Diskussionen darüber führten, dieses Buch in Deutschland nicht nur einfach in einer Übersetzung der englischen Ausgabe herauszubringen. Vielmehr habe ich als Co-Autor auch die Ergebnisse unserer Gespräche und an vielen Punkten eigene Akzentsetzun-

gen und eigene Beispiele in das Buch mit hineingearbeitet. In diesem Sinn ist es nun auch unser gemeinsames Werk geworden.

Noch zwei redaktionelle Anmerkungen:

- Wir haben Axel Timmer aus Celle sehr zu danken, der eine ausgezeichnete Übersetzung des Originaltextes von Haim Omer anfertigte, die die Basis für die überarbeitete deutsche Version darstellte.
- Im Englischen gibt es mit den männlichen und weiblichen Formen keine Probleme. Wir haben entschieden, uns wegen der besseren Lesbarkeit meist an der männlichen Form zu orientieren, jedoch um die Bedeutsamkeit der Thematik immer wieder einmal wachzurufen, auch mit verschiedenen anderen Formen der Schreibweise zu experimentieren.

Ich bin froh und dankbar, Haim Omer kennengelernt zu haben, unsere Freundschaft ist mir sehr wertvoll.

Arist von Schlippe

Kapitel 1:

Einführung: Die elterliche Stimme

Es gibt zahllose Möglichkeiten, Kinder aufzuziehen. Die Vielfalt bis heute existierender Familienstrukturen, Werte und Praktiken entzieht sich jeder Kategorisierung. Die gegenwärtige Generation hat eine Verbreitung von Erscheinungsformen und Möglichkeiten von Familienkonstellationen erlebt, die noch vor wenigen Jahrzehnten für inakzeptabel angesehen wurden. Offenbar können Kinder aus höchst unkonventionellen Familienstrukturen zu ausgeglichenen Erwachsenen heranwachsen. Die Zeiten sind vorbei, als man die wahre Art des Kindererziehens und die beste Familienstruktur zu kennen glaubte. Und doch gibt es, selbst in unserer modernen babylonischen Vielfalt von Familienformen, eine feste Übereinkunft, die von allen liebevollen Eltern geteilt wird: Sie wollen nicht, daß ihre Kinder Drogen nehmen, Gewalt anwenden, sich an kriminellen Akten beteiligen, in sexuelle Promiskuität verfallen oder sich und andere anderweitig schädigen. Positiv ausgedrückt, Eltern möchten aktiv an der Gestaltung eines familiären Kommunikationssystems mitwirken, in dem ihre Kinder Erfahrungen machen können, die mit dazu beitragen, daß sie in dem Bewußtsein groß werden, in der Verbundenheit mit anderen Menschen zu leben, und bereit sind, ihren Platz in der sozialen Gemeinschaft einzunehmen. Dies gelingt ja auch – mehr oder weniger gut – in vielen Familien. Glücklicherweise gibt es eine unglaubliche Vielfalt von Möglichkeiten, wie solche Werte vermittelt werden können, und es wäre verfehlt, aus professioneller Perspektive Familien vorzuschreiben, wie sie dies tun sollen: Es wäre völlig verfehlt, zu denken, es gebe »die« eine richtige Art der Kindererziehung. Was für die eine Familie richtig und gut ist, kann für die andere falsch sein. Wenn sich jedoch Eltern hilflos fühlen angesichts der

Selbsterstörung oder Gewalttätigkeit ihres Kindes, dann kann eine Wiederherstellung der elterlichen Präsenz ein wichtiger Schritt sein. In diesem Sinn bieten wir mit dem vorliegenden Buch explizit kein normatives Modell dafür an, wie eine Familie zu sein habe, und orientieren uns ausdrücklich daran, daß gerade die aktiv aufrechterhaltene Vielfalt der Lebensformen die Farbigkeit einer Kultur ausmacht. Vielfalt selbst stellt einen bedeutsamen Wert dar, den auch wir vertreten.

Andererseits wird es in diesem Buch natürlich vor allem um die Fälle gehen, in denen der Prozeß der Vermittlung von Werten mißlungen ist, in denen – warum auch immer – sich in der Familie ein bestimmtes Muster entwickelt hat, in dem die Eltern an den »Rand der Familie« geraten sind, ihre »Präsenz« verloren haben. Sie haben keinen erkennbaren Platz als Eltern mehr inne, die Mißachtung der Eltern ist die Regel geworden, und Kinder oder Jugendliche haben mittels Erpressung durch Symptome oder gar durch Gewalt eine ungute Form von Herrschaft über die Familie errungen. Damit ist der Familie als ganzer etwas verlorengegangen. Für diese Fälle soll ein Modell vorgestellt werden, wie auf der Basis eines Therapie- oder Beratungswunschs ein Kontraktangebot entwickelt werden kann, das wir *Eltern-coaching* nennen. Es ist weder Therapie noch Beratung im gewohnten Sinn, und auch wenn das Modell dem systemischen Denken verbunden ist, ist es kein familientherapeutischer Ansatz. *Coaching* wird gemeinhin als Begriff verwandt für berufliche Beratungskontexte: Es geht darum, Personen darin zu unterstützen »ihren Job gut zu tun«. Und genau das ist das Ziel des hier vorgestellten Ansatzes.¹ Es geht darum, mit den Eltern gemeinsam nach Bedingungen zu suchen, die es ihnen wieder ermöglichen, dem Kind essentielle Werte und Regeln zu vermitteln und die Einflüsse, die diese Werte aushöhlen könnten, zu minimieren.

1 Um ehrlich zu sein: Ein wenig gefällt uns der Begriff »Coaching« auch, weil er »modern« ist. Natürlich könnten wir weiterhin von Elternberatung sprechen, doch geht mit »Coaching« einfach eine »sportlichere« Assoziation einher. Für den Gesprächspartner wählten wir weiterhin die gebräuchliche Form: Therapeut oder Therapeutin, Berater oder Beraterin, um das Wort Coaching nicht zu sehr zu strapazieren.

Genau in solch gefährdenden Situationen haben Eltern seit jeher um professionelle Hilfe gebeten. Wenn man sich die Historie von Beratung, Therapie und Erziehungsberatung anschaut, dann muß man feststellen, daß diese professionelle Unterstützung nicht immer hilfreich gewesen ist. Eltern sind von den Vertretern helfender Berufe vielfach unfreundlich behandelt worden. Man hat ihnen die Schuld für jedes Problem zugeschoben, das ihre Kinder oder sie mit ihren Kindern hatten. Man hat sie beschuldigt, ihre eigenen egoistischen (z. B. »narzißtischen«) Ziele zu verfolgen, anstatt die Bedürfnisse ihrer Kinder. Beinahe regelmäßig hat man ihnen einen Mangel an Einfühlungsvermögen und Sensibilität ebenso zugeschrieben wie zu wenig Verständnis für ihre Kinder. Man hat ihnen gesagt, daß Kinder so zart und verletzlich seien, daß der geringste Fehler in der Erziehung unauslöschliche Narben hinterlasse, denn psychische Störungen seien durch mangelnde Liebe und fehlendes Verständnis der Eltern verursacht. Die Professionellen standen zwar oft auf dem Standpunkt, das Heilen solcher Narben sei ausschließlich die Sache der Therapeuten, aber oft wurde fast gleichzeitig impliziert, daß eine Therapie nur Hilfe bringen könnte, wenn die Eltern ihre Einstellung zum Kind verändern. Die verlangten Änderungen wurden jedoch gleichzeitig nur verschwommen definiert. Es gehe nicht um eine spezifische Änderung im Verhalten, sondern um eine innere: die Mutter zum Beispiel solle »mütterlicher« werden. Eine gute Mutter sollte akzeptierend sein, warmherzig, einfühlsam, sensibel, nicht beurteilend, nicht fordernd und nicht strafend. Das Resultat einer solchen professionellen Begegnung kann sein, daß die Eltern sich noch inkompetenter fühlen, noch schwächer und schuldiger. Anstatt die Kraft der Eltern, ihren Platz und ihre Stimme zu stärken, tragen die Fachleute dann dazu bei, daß sie eher schwächer werden. Vielleicht ist es jetzt etwas ungerecht, nur die Fachleute für diese Beschreibungen verantwortlich zu machen. Die geschilderte Art von Denken ist ja auch tief in unseren Alltagstheorien verankert, vielleicht für unsere ganze Kultur zentral: Die intuitive Erklärung für gestörtes Verhalten wird im Sinn einfacher Kausalzusammenhänge so gestaltet, daß das, was in der Vergangenheit geschah, von tiefgreifendem Einfluß auf unsere Gegenwart be-

schrieben wird – und wenn Eltern nicht schwerwiegende Fehler bei ihren Kindern verursachen wollen, dann müssen sie unbedingt »alles richtig« machen. Paradoxerweise führt diese Art von Denken jedoch – nicht selten, wie gesagt, durch Fachleute unterstützt – zur Paralyse der Eltern und trägt nicht wenig zum Verlust der elterlichen Stimme bei: Die Angst, als versagende Mutter, als verbotender Vater beim Kind bleibende seelische Schäden zu bewirken, hindert viele Eltern daran, eine an ihren eigenen Maßstäben entwickelte Form von Erziehung zu verwirklichen – statt dessen verharren sie in der Lähmung oder in dem noch schrecklicheren Gefühl, zusätzlich auch noch für die Auffälligkeiten ihrer Kinder verantwortlich zu sein.

Die Idee, Kinder entwickelten Störungen aus einem Mangel an Akzeptanz und Wärme heraus, ist ja nicht falsch, und elterliche Präsenz heißt nicht, daß diese Qualitäten aus der Familie verbannt werden sollten. Der aufklärerische Impuls, der von Psychologie und Psychotherapie ausgehend die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts prägte, hat die elementare Bedeutung von förderlichen und verlässlichen Beziehungen sowie von stabilen Milieus betont und deutlich gemacht, daß Kinder – wie alle Menschen – seelisch verletzliche Wesen sind, die für ihre Entwicklung bestimmte, möglichst gute Rahmenbedingungen benötigen. Und daß es diese gesellschaftliche Diskussion gibt, ist gut so! Doch entsteht hier schnell ein Klima, das von »Überinformation und Rechtfertigungsdruck« gekennzeichnet ist (Bastian u. Bastian 1996), in dem Ansprüche und Ideale vermittelt werden, die sich auf die Eltern lähmend auswirken können, sie bekommen »Angst vor dem Kind« (so der Titel des Buches von Bastian und Bastian). Denn die Betonung dieser Werte mag im Alltagsverständnis für viele Eltern mit der Überzeugung einhergehen, eine duldende Umgebung für das Wachsen des Kindes sei das beste, die Eltern sollten sich möglichst zurückhalten, um die Entwicklung ihres Kindes nicht zu beeinträchtigen. Heute wissen wir, daß Kinder, die in sehr permissiven Familien aufwachsen, keineswegs weniger gefährdet sind, instabil, gewalttätig oder kriminell zu werden. Sie können sogar gefährdeter sein (Baumrind 1971, 1991; Dreikurs 1972): Kinder, die ohne Grenzen und Anforderungen erzogen werden, wachsen oft mit einem

schlechten Selbstwertgefühl auf, mit einer geringen Fähigkeit, Frustrationen zu ertragen, und einem Mangel an innerer Orientierung. Das Fehlen von Grenzen und Anforderungen erweist sich als nicht weniger schädlich als die engstirnigste Autoritätsausübung.

Wir befinden uns bei Fragen der Erziehung immer in Dilemmata, weil es implizit um die Frage des »richtigen Lebens« geht – und die kann jeder nur für sich selbst beantworten. Die Vorstellung vom Menschen als selbstorganisiertem Wesen führt ja bis hin zu dem Bild, Erziehung sei eigentlich »unmöglich«, Kinder könnten nur »sich selbst erziehen« (Rotthaus 2000). Doch der Verzicht auf linear-kausale Wirkkonzepte in Therapie und Erziehung, wie er in der systemischen Therapie und Pädagogik vertreten wird, führt nicht in die Ohnmacht. Vielmehr gehören zu den Bedingungen gelingender kindlicher Selbstorganisation Eltern, die einen Rahmen für diese Selbstorganisation bereitstellen, innerhalb dessen Entwicklung möglich wird. Wenn wir dazu das Konzept der »elterlichen Präsenz« vorstellen, so heißt dies nicht, wir würden besser als andere wissen, wie man sein Kind »richtig« erzieht, und als bräuchten die Eltern den Kindern nur zu zeigen »wo es langgeht«. Es geht uns nicht darum, wieder bei den Verfahren anzulangen, wo ein Elternteil alles am besten weiß oder gar der Vater, der sein Kind liebt, dieses auch prügeln sollte. Denn natürlich zeigen die zitierten Studien auch, daß eine extrem rigide und dogmatische Erziehung genau so schlecht für das Kind ist wie übermäßige Permissivität.

Wir versuchen, in dem Dilemma einen Weg zwischen »zu viel« und »zu wenig« zu finden und ein Konzept anzubieten, das die Selbstorganisation der familiären Kommunikation zwischen Eltern und Kindern so gestalten kann, daß das Ergebnis für alle Beteiligten zumindest langfristig als angenehm erlebt wird. Elterliche Präsenz besteht gerade nicht in der Ausübung einer unhinterfragten und unhinterfragbaren Autorität. Vielmehr bedeutet sie, daß die Eltern bei dem Kind wieder ihre Stimme erheben und immer wieder neu beginnen zu kommunizieren und vor allem zu verhandeln, wo vorher Beleidigung und Kontaktabbruch bis hin zu verbalen oder auch physischen Exzessen die Stationen des Verlustes der elterlichen Präsenz gewesen sind.

Unnötig zu sagen, daß physische Gewalt verheerende Folgen für Kinder hat und daß es eines der obersten Gebote jeder psychosozialen Tätigkeit ist, dafür zu sorgen, daß Kinder vor ihr geschützt sind. Gleichzeitig sollten wir nicht vergessen, daß Gewalt von seiten des Kindes genauso verheerende Konsequenzen haben kann. Tatsächlich ist sie die sicherste Prognose für adoleszente Gewalt, die ihrerseits wieder die beste Prognose für Erwachsenengewalt und Kriminalität ist (Chamberlain u. Patterson 1995; Patterson et al. 1992). Kinder leiden unter Gewalt in ihrem Zuhause, gleich ob sie nun die Täter oder Opfer sind. Deshalb ist das oberste Ziel eine Atmosphäre, die gleichermaßen frei von Kinder- wie von Elterngewalt ist. Paradoxerweise ist Elterngewalt gegenüber ihren Kindern nicht selten das Resultat eines Mangels an Autorität, denn ein Moment der Eskalation von Konflikten ist oft die Angst vor Gesichtsverlust (Simon 2001). Übermäßige Kontrolle findet sich oft dort, wo sie gar nicht (mehr) effektiv ist. Hilflöse Eltern sind am meisten durch ihre eigenen gewalttätigen Ausbrüche gefährdet, wenn sie verzweifelt versuchen, gewaltsam Komplementarität gegenüber ihrem Kind herzustellen. Wenn hilflöse Eltern unterstützt werden, mit Hilfe von »gewaltfreiem Widerstand« gegenüber destruktivem kindlichen Verhalten Kontrolle zurückzugewinnen (Omer 2001a), wird also auch die elterliche Selbstkontrolle gestärkt. Abgesehen davon ist es übrigens erstaunlich, wie lange Eltern (meist die Mütter) auch Mißhandlungen durch ihre Kinder dulden und ertragen, ohne sich zu wehren – auch dann, wenn keine eindeutige physische Überlegenheit des Kindes vorliegt (Trott et al. 1993; du Bois 2000).

Fassen wir das bisher Geschriebene zusammen: Die Arbeit an der elterlichen Präsenz bedeutet für professionelle Beraterinnen und Berater, den Eltern im Coaching ein Instrument an die Hand zu geben, das

- keine Vorschriften beinhaltet über den »richtigen Weg« oder die »richtige Richtung« von Erziehung und Familienleben,
- von jeglicher direkter oder indirekter Beschuldigung der Eltern, ursächlich für das gestörte Verhalten verantwortlich zu sein, absieht,

- auf Gewalt in jeder Form verzichtet, also sowohl auf physische Gewalt als auch auf Demütigungen und Kränkungen,
- sensibel ist für die Notwendigkeit, daß alle Beteiligten in den Auseinandersetzungen das eigene Gesicht wahren können,
- und den Eltern elterliche Kraft gegenüber kindlicher Destruktion vermittelt, also die Möglichkeit, Autorität zu sein, ohne zu Gewalt zu greifen.

Wichtige Lektionen über Elternschaft, die man aus der Forschung lernen kann, sind sowohl für Eltern als auch Professionelle oft frustrierend: Allgemeine Regeln sind nicht erhältlich, die Ideologien des Kinderaufziehens enttäuschen. Was bei einem Kind wirkt, versagt bei dem nächsten; es gibt keine sicheren Methoden, Fehler zu vermeiden. Offenbar ist es unmöglich, die unglaubliche Fülle von Rahmenbedingungen, der Menschen im Verlauf ihrer Entwicklung begegnen und die sie prägen, zu kontrollieren. Wie können wir also glauben, hilfreich zu sein? Wo können wir einen Anfang finden? Die meisten Menschen stimmen darin überein, daß eine gute Mischung aus Festigkeit und Liebe einen guten Rahmen darstellt, ausgeglichene Kinder aufzuziehen. Das Problem ist, daß diese Mischung zerstört wird, wenn sich zwischen Eltern und Kinder ein Muster der oben beschriebenen Art entwickelt hat, in dem die Kinder mehr und mehr an die Macht von Symptomen oder die Macht von Gewalt als Möglichkeit der Durchsetzung eigener Interessen glauben. Eltern neigen dann dazu, entweder ausschließlich liebevoll oder fest zu sein oder sie schwanken zwischen den beiden Extremen. Nicht anders bei den Professionellen: Einige sind wahre Meister der Wärme und des Akzeptierens, andere der Regeln und Grenzen. Genau so viele halten beides für nötig, aber ohne eine klare Antwort auf die Frage, wie man sie gemeinsam funktionieren lassen kann. Wenngleich dieser Aspekt bei weniger fordernden Kindern nicht kritisch ist, so ist er doch entscheidend bei extrem gestörtem und gewalttätigem Verhalten der Kinder. Sie fordern so viel Festigkeit, daß der elterliche Ausdruck von Liebe sich verhärtet, und sie bedürfen so sehr der Liebe, daß die elterliche